

Lauter Liebeshäscher, die nach Nähe grapschen

StadtGestalten: Die Berliner Erzählerin Tanja Dückers

VON AURELIANA SORRENTO



Tanja Dückers

BERLINER ZEITUNG/CHRISTIAN SCHULZ

is ins fünfte Stockwerk führen die Treppen, ins Nichts. Abgebröckelt sind Tapete und Putz, an den Wänden rollt sich Farbe auf, das vierte und fünfte Stockwerk müssen Bomben zersprengt haben. Im letzten Treppenabsatz hat jemand einen Zaren an die Tapete gemalt. Mit Ölfarben. Rote Robe, goldgelber Kragen, goldgelbe riesige Knöpfe. Ein von Sternspitzen umrandeter Stein glänzt in der Mitte seines Turbans. Er stiert mit großen verständigen Augen auf die Ziegel, die einen ehemaligen Türstock füllen.

„Ich erfuhr, dass es Drakula sein soll, von der Ex-Freundin des Malers.“ Tanjas Stimme klingt leise im Dunklen. Sehr leise gegen das Geknatter der S-Bahn, die auf dem hohen Gleis nebenan fährt. Wir müssen schnell die Stufen heruntertappen, manche ist ja schon durchgebrochen. Es ist zu fürchten, dass man uns einschließt. Die ersten zwei Geschosse des Hauses Sonnenburger Straße 78 beherbergen eine Tischlerei, die um 18 Uhr zumacht. Draußen, wo die Reste einer Grundmauer an ein zerbombtes Vorderhaus erinnern, stolchen im Schummerlicht der Laternen Menschen herum, die sonst nicht wissen, wohin.

Die Ruine entdeckte Tanja Dückers auf einer ihrer ersten Erkundungstouren durchs Viertel, als sie nach Prenzlauer Berg zog. 1995. Die Zeit der „Pioniere“, wie sie diejenigen nennt, die gleich nach dem Mauerfall in den Osten übersiedelten, war schon vorbei. Aber sie hatte zwanzig Jahre lang in West-Berlin gelebt. „Ich wollte gerne die andere Seite kennen lernen und wusste, dass man das nur wirklich im Alltag tut, in Geschäften, in Begegnungen mit Passanten, mit Nachbarn.“ Alles andere, mal in den einen, mal in den anderen Klub zu treten, wäre „Tourismus“ gewesen: „Szene-Tourismus“.

Auf ihrem Fahrrad kundschaftete sie das Viertel aus, fand abgelegene Orte, verfallene Höfe, riesige Kellergewölbe, die als Feiertstätten dienten, einen Pulk Jugendlicher auf Lebensversuchsreise. Ada, die montags um 13 Uhr aufsteht und flüchtig an die sechs verpassten Schulstunden denkt, einen Minzbonbon schluckt und sich irgendwann in das verfallene Treppenhaus vor der S-Bahn legt. Moritz und Nils, die im Erlebnisdunst von Hetero- und Homosex dem Schatten romantischer Liebe hinterhertorkeln. Felix, der zwischen einem und dem nächsten Clubbesuch mit Unterhaltungen über seine Körperästhetik-Vorlieben die Zeit totschlägt. Figuren aus „Spielzone“, Dückers' erstem, 1999 erschienenen Roman.

Nicht diese Figuren selbst, aber ähnliche, erzählt sie, habe sie damals in Prenzlauer Berg vorgefunden, unter den Nachbarn und den Freunden der Nachbarn. Tanja Dückers war bereits zehn Jahre älter als jene jungen Menschen mit ihrem „Aquariumleben“, das sich nachts abspielte, während am Tag geschlafen wurde“. Beobachterin. Augenzeugin. Fasziniert von dem Widerspruch zwischen „deren Suche nach Freiheit und Übertretung aller Tabus und der Feststellung, dass sie so unbefriedigend bleibt“.

Sie schrieb sie fest im zweiten Teil des Romans, den sie „Die Sonnenburger Straße“ betitelte. Und der gemalte Drakula aus dem Haus 78, im Roman noch als „der Zar“ gekennzeichnet, wurde zum Spielgefährten ihrer Szene-Kids. Bei Liebeskummer gar ein stummer Trostkonkel: „Der Zar schaut auf die zugemauerte Tür, und hinter der Tür ist nichts. Und Moritz wird nicht zurückkommen.“

Jetzt streckt sich ein Asphaltstreifen in der Mitte der rechts und links kopfsteingepflasterten Sonnenburger Straße. Neuzeitliche Parkplätze für die neuen Einwohner. An den Seiten prunken die Fassaden kürzlich sanierter Häuser mit Gründerzeitstück.

Grün frisch gemalt auch die Wasserpumpe vor dem Vira-Design-Museum, ein Backsteingebäude, in dem ehemals nur die Bewegungs-„In dem ich noch nie einen Menschen gesehen habe, wo aber immerzu, Tag und Nacht, in allen Stockwerken, Licht brennt“, liest man in „Spielzone“. Das Buch war, bekannt die Autorin, eine „Momentaufnahme“.

Selbst das Haus an der Sonnenburger Straße 78 wird es bald nicht mehr geben. An der Seite, die zur Kopenhagener Straße geht, hängt schon ein Plakat: „Hier ab 2002 Gewerbelofts der besonderen Art. Von 113 qm bis 1700 qm.“

Das Café, in dem wir uns dann mit Tee und Kaffee zu erwärmen suchen, ist fast eine Reliquie aus den frühen Neunzigern, der Zeit von „Spielzone“. „Schall und Rauch“ in der Gleimstraße, schräg gegenüber dem wahrlich gigantischen neonleuchtenden „Colosseum-Kino“, hier hat sich seitdem nichts geändert.

Gedämpftes Licht, quadratische Tische, beige Wände mit einem Stich ins Gold, smarte Männer in schwarzen Rollis. Einmal hat sie das Lokal im Roman erwähnt, der „Vollständigkeit halber“, es war keiner jener illegal betriebenen Szene-Clubs, die später dem Regulierungsdruck der Nachwende-Hauptstadt anheim fielen.

Ihretwegen wahrscheinlich wurde Tanja Dückers nach dem Erscheinen von „Spielzone“ als Szene-Kennerin des Neuen Berlins gefeiert und abgestempelt. Sie wundert sich darüber, ein bisschen ärgert es sie auch. „In Wahrheit bin ich ein Gesundheitsapostel, nehme keine Drogen, trinke nichts Alkoholisches, habe keinen Nerv für Techno und meine beste Freundin ist meine Großmutter.“ In „Spielzone“ sei es ihr erstens darum gegangen, Orte im Gedächtnis zu bewahren, die das neue Berlin vielleicht verdrängen würde.

Die zierliche Frau mit dem porzellanfaulen Gesicht, das die mandelförmigen kecken Augen mit einem Anflug Verschmitztheit auf-

hellen, lächelt sanftmütig, wenn sie Ernstes meint: „Was ist der Sinn der Literatur? Sicherlich, etwas im Gedächtnis zu bewahren, ein Versuch, die Zeit anzuhalten, die Dinge vor dem Tod zu retten.“ Gegen das „kollektive Vergessen“, dem das sich stetig wandelnde Berlin ausgeliefert ist, habe sie anschreiben wollen.

In West-Berlin geboren, 1968, in Schöneberg aufgewachsen, Tochter zweier Kunsthistoriker, wurde sie des Spezifikums Berlin früh gewahr. Unweit vom bürgerlichen Elternhaus ragte die Gedächtniskirche mit ihrem verschütteten Turm. Wenn die Familie nach Kreuzberg fuhr, um Ateliers und Galerien zu besichtigen, sah das Kind mit Beklemmung auf die buntbesprühte Mauer. „Die Kultur des Hässlichen, mit der Berlin heute hausieren geht“, war den Trümmern entwachsen – in diesem Kosmos aus Bruchteilen und schnell errichteten Versatzstücken lebte man eingeschlossen. Klaustrophobie beherrschte die Kindheit.

Heute redet sie von „Agoraphobie“, wenn sie den Grundton ihres Berlin-Empfindens beschreibt. Berlin nach 1990: „Die weiten leeren Plätze im Osten, das Gefühl der Verlorenheit, die Melancholie des Winters, der bleierne Himmel, Betonarchitektur.“ Wie Nomaden in einem wüsten Land irren die Berliner ihres Erzählbands „Café Brazil“ durch die Stadt. Niemals vermag die Benennung von Straßen, Läden und allbekanntesten Lokalitäten ihnen einen Halt, eine Spur von Geborgenheit, einen festen Rahmen zu geben. Ob sie eine Kurzwarenhandlung in der Adalbertstraße betreten oder am Gendarmenmarkt in

einem Luxus-Restaurant speisen, immer hängen sie hartnäckig ihrem Privaten hinterher. Lauter Liebeshäscher, die nach Nähe grapschen, und die löst sich im Wachtraum oder im Leerlauf eines Koitus auf. Die Großstadt ist Schauplatz, das Leben wird innen gelebt. Ein Eilandsleben.

Als sie in Neukölln wohnte, hatte sich Tanja Dückers ein eigenes Eiland im 4. Stock eingerichtet. Aus Samtstoff und Brokat und Kerzen und Kunst an den Wänden. Klassische Musik erklang darin, während draußen vor der Tür volltrunkene Nachbarn taumelten. Es gab einen Brand im Haus, ein Mord wurde von den Gazetten gemeldet. „Am Abend vermischen sich/ Bulette- und Börekgerüche/ fluten Feuerwehrsirenen/ in das Heulen der Autokolonne einer Hochzeit/ weiße Wimpel und weiße schnelle Schritte/ ein Geschiedener hat sich im 3. Stock erhängt.“ So lauten „Unruhige Tage“ aus ihrem Gedichtband „Luftpost“.

Für die 23-Jährige aus gutem Haus – die damals Germanistik, Amerikanistik und Niederländisch studierte – war Neukölln eine völlig fremde Welt. „Es wurde immer als Bezirk der Wende-Verlierer West bezeichnet“, merkt sie an. Ein Stadtteil mit 400 000 Einwohnern, davon 25 Prozent Sozialhilfeempfängern. Anstrengend sei es gewesen, dort zu leben, doch habe sie fast fünf Jahre ausgeharrt, von 1991 bis 1996. Studiert, bei der Post gejobbt, Musik gespielt, „Gedicht-Bilder“ entworfen und „soziale Studien“ über das Umfeld betrieben. In der Thomasstraße, die im rechten Winkel zu ihrer lag, spielt der erste Teil von „Spielzone“.

Etwas südlich von der U-Bahn-Station Leinestraße, von der Hermannstraße links abbiegend, findet man die Straße, die an dem Thomasfriedhof entlangläuft. Rechts sind billig sanierte Altbauten, an deren Fenster schillernde Lichterketten hängen. Links die Friedhofsmauer, obenauf ein Drahtzaun. Kaum jemand spaziert hier späten Nachmittags in der Dunkelheit. Gegen Abend, viel leicht, werden Kunden strömen zum schmucken Jugendstilhaus mit dem Signum „66“ seitlich der Türpfosten. Von den Fenstern der Häuserzeile kann man zu dem Friedhof hinüberblicken, wo sich alte Buchenäste über einem langen, asphaltierten Weg wölben. Dicht an dicht gereimte Urnengräber liegen zwischen kleinen Hecken. Da trafen sich Punker zum Saufen, Technokids, die heimlich Drogen einnahmen, Hippies und Zigeuner, die in Bauwagen hausten. Hundekämpfe fanden hier statt. Am Tag, an dem Tanja Dückers das Manuskript von „Spielzone“ einreichte, las sie in der Zeitung: „Toter Hund gefunden in Neukölln auf einem Grab.“

Bizarrr fand sie es, dass all die Menschen sich auf einem Friedhof verabredeten, statt in Cafés oder Bars, weil es sie in Neukölln nicht gab. Wie sie in einem furchtbaren Bezirk ihren Privatkosmos aufbauten, das Viertel umdichteten. Das, sagt sie, habe sie im Roman beschreiben wollen.

Und vielleicht war es dieser Kniefall vor der Alltagsfantasie der Habenichtse, der ihre poetischen Figuren hervorbrachte. Oder auch, wie sie glaubt, die Tatsache, dass sie über Neukölln aus der Erinnerung schrieb, als sie schon in Prenzlauer Berg lebte.

Seit 1996 wohnt Tanja Dückers in der Gaudystraße/Ecke Cantianstraße. Wiederum im vierten Stock liegt ihre Wohnung mit Kohleöfen, Balkon und einem Arbeitszimmer voll Globen und Weltkarten, in dem immer wieder Mozarts Opern erschallen. Schräg gegenüber ist das Friedrich-Ludwig-Jahn-Stadion, zum Durchgang in die Sonnenburger Straße sind es ein paar Schritte, etwas weiter der Mauerpark, wo sie oft spazieren geht. Hier traf sie auf eine Umwelt, die „mir mit meinem Innenleben kongruent“ schien. Auf Menschen, deren Freundlichkeit sie immer noch verblüfft. „Die ungeheure Menschlichkeit der Leute ist für mich der wesentliche Unterschied zwischen Ost- und West-Berlin. Und die erlebe ich immer noch heute, ein Jahrzehnt nach der Wende.“

Aber Gestalten wie die alte Rosemarie Minzlin aus Neukölln, die täglich auf eine Bank vor dem Grab ihres Gerd Platz nimmt, liest, Kirschkuchen nascht, ihre Farbpräferenzen des Tages ins Tagebuch schreibt und mit einer vierzehnjährigen Nachbarin Mutmaßungen über die Liebe anstellt, so lebenswürdige Schrollen laufen ihr in Prenzlauer Berg nicht über den Weg. Auch das kobaltblaue Paar, das Duo unzertrennlicher, uneinwegt ihrem Liebesglück frönender Paradiesvögel, hat sie in Neukölln zurückgelassen. Über sie schrieb Tanja Dückers im Rückblick. Einfühlsamer und eindringlicher als über die Party-Lümmler, die sie in Prenzlauer Berg während des Schreibens betrachten konnte.

„Spielzone“ sagt, sie, sei eine Milieustudie gewesen, in der sie „das lebende Inventar dieser Stadt“ in einem bestimmten Moment aufgezeichnet habe. Der Roman, 1999 erschienen, gehöre aber längst zur Vergangenheit.

„Morgen fliege ich nach Italien“, teilt die Protagonistin zum Schluss den Lesern mit. Damals zog Tanja Dückers für anderthalb Jahre nach Barcelona. Dann reiste sie nach Japan, hielt sich mit einem Stipendium in Los Angeles auf, letztlich in Pennsylvania, wo ihr jüngster Roman beendet wurde. In einer unbekannten deutschen Stadt, in Warschau und in Lappland tragen sich die Geschehnisse von „Himmelskörper“ zu. „Dem langen Schatten des Krieges“, verrät die Autorin, sei sie darin nachgegangen, dessen Spuren im Gedächtnis von drei Generationen. Berlin spiele da keine Rolle. Aber irgendwann sicher werde sie sich wieder der Stadt zuwenden. Dann aber als Knotenpunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft. Es ist nicht mehr die Zeit für Momentaufnahmen. „Vor den U-Bahnfenstern/ immer die gleichen Baukräne Berlin/ perpetuum mobile ich fahre wieder zurück.“